

Vater werden

Ein zentraler Statusübergang im systematischen Vergleich von Lebensläufen

René Levy, Valérie-Anne Rysler & Jean-Marie Le Goff

Vaterwerden wird als Übergang im Lebenslauf erwachsener Männer betrachtet, der neben den persönlichen Implikationen auch direkt auf die Beziehung des Vater werdenden Mannes zur werdenden Mutter des gemeinsamen Kindes verweist; Eine Beziehung, die Gegenstand kontroverser Wertvorstellungen und auch praktischer Zwänge ist. In dem Maße, wie die werdende Familie Zwängen aus ihrer Lebensumwelt ausgesetzt ist, muss man auch nach deren Bezug zur in einem Land vorherrschenden Sozialpolitik fragen.

Am Fallbeispiel der Schweiz wird veranschaulicht, wie diese verschiedenen Aspekte und Ebenen beim Übergang zum Vatersein zusammenspielen und inwiefern in Europa andere familienpolitische Regimes zu anderen Verhaltensweisen führen. Angesichts der untersuchten Kontexteinflüsse stellt sich die Frage des individuellen Verhaltensspielraums bei der Realisierung von Vaterschaft besonders deutlich.

Becoming a father is looked at in terms of a life-course transition of adult men, which implies to include not only personal aspects but also the father's relationship with the mother of their common child, a relationship that is an object of value controversy and of practical constraints. To the extent to which such constraints emanate from the emerging family's environment, yet another connexion transcending the father's personal state comes into play, i.e., the prevailing social policy that shapes this environment.

Switzerland serves as an example to demonstrate how these diverse aspects and levels are interconnected and to what extent other existing European family policy regimes lead to other partner practices. Given the contextual influences, the question of a father's margin of action to realise his ideals of fatherhood is of particular interest.

Viele Figuren oder ein Hauptmodell?

Vatersein kommt in Gegenwartsgesellschaften in unterschiedlichen Figuren vor. Doch wie steht es mit dem Vaterwerden? Es ist jedenfalls einer der grundlegenden Statusübergänge zum Erwachsenenleben. In der sozialpsychologischen Terminologie werden diese als normativ bezeichnet, weil sie in der Mehrheit der Lebensläufe tatsächlich vollzogen werden.¹ Normativ sind sie auch im Sinn der soziologischen Begriffsverwendung, weil starke gesellschaftliche Normen dazu drängen, dass Männer diese Übergänge im Verlauf ihres Eintritts in die Erwachsenengesellschaft vollziehen sollen. Eine andere, eher normativ-genetisch ausgerichtete Thematisierungsweise von Übergängen im Lebenslauf, die in der Entwicklungspsychologie verwurzelt ist, fokussiert diese als Entwicklungsaufgaben (developmental tasks) im Gefolge von Havighurst (1948, 1956), aber auch von Baltes, besonders mit dessen Konzept der drei nacheinander dominierenden Adaptationsmodi von Selektion, Optimierung und Kompensation (1997). Die im vorliegenden Beitrag angewendete soziologisch konzipierte Perspektive ist insofern komplementär zu diesen Ansätzen, als sie stark auf die gesellschaftliche Rahmung abhebt, in welcher sich den »Lebensläufern« erst entsprechende Entwicklungsaufgaben stellen. Dabei blickt sie nicht nur auf die

¹ Der Anteil der Personen, die nie heiraten, liegt in der Schweiz bei rund 20%, jener der Personen, die nie Eltern werden, bei unter 30% (weniger als 10% der Nichtledigen; Zahlen aus der Volkszählung 2000). Andere in diesen Zusammenhang gehörende und zeitlich benachbarte Übergänge mit ähnlichem biografischem Gewicht sind der Übertritt von der Ausbildung ins Erwerbsleben, die Etablierung eines eigenen Domizils und die Aufnahme einer Partnerschaft (zu deren zeitlicher Situierung in der Schweiz vgl. Le Goff et al. 2009).

normativen Aspekte dieser Rahmung, sondern betont auch die strukturelle, d.h. in der Sozialorganisation liegende Seite der Institutionalisierung – der Horizont dieser Perspektive auf den hier interessierenden Statusübergang wird durch drei stark kontrastierende Thesen markiert, die im Folgenden kurz vorgestellt werden.

In der deutschsprachigen Forschungsliteratur herrschte lange die These Kohlis (1985, 1986) vor, nach der sich in den meisten europäischen Gesellschaften über die mindestens 200 Jahre des Modernisierungsprozesses seit dem 18. Jahrhundert ein »einspuriges«, aber dreiphasiges Standardverlaufsmodell durchgesetzt habe, das um die Mitte des 20. Jahrhunderts nicht nur normativ, sondern auch faktisch dominierend geworden und durch die drei aufeinanderfolgenden Phasen Ausbildung, Berufstätigkeit und Rente gekennzeichnet sei. Einspurig ist dieses Modell insofern, als es den Lebenslauf in der Hauptsache auf die Berufstätigkeit bezieht, auf welche die vorherige Bildungsphase vorbereitet und auf welche die anschließende Rentenphase folgt und in Teilen auch von ihr abhängig ist.

Diese These, der falsche Homogenisierung der faktischen Diversität vorgeworfen wurde, aber auch Geschlechterblindheit, widersprach einer früheren »zweigleisigen« von Levy (1977): Es gebe nicht eine »Normalbiographie«, sondern zwei, die geschlechtsspezifisch seien.² Zweigleisig ist dieses Modell, weil es neben dem Berufsverlauf den Familienverlauf als gleich wichtig betrachtet und dadurch die Interferenzen zwischen diesen beiden Tätigkeitsfeldern erfasst, die sich typischerweise für Männer und Frauen nicht gleich gestalten.

Diesen beiden Konzepten standardisierter Lebensläufe widersprach schließlich Beck (1986, auch Beck/Beck-Gernsheim 1994) mit seiner postmodernen Destandardisierungsthese: Genauso wie in der inzwischen angebrochenen »Zweiten Moderne« soziale Schichtung durch gesellschaftliche Diversifizierung in eine Vielzahl kaum mehr hierarchisierter Lebenslagen zerfallen sei, gebe es auch keine stan-

² Kohli hat später (2003) die Geschlechtsspezifität der Lebensläufe ausdrücklich anerkannt.

standardisierten Lebenslaufmodelle mehr, sondern nur noch individualisierte, weitgehend frei gewählte Lebensverläufe. Diese Vision wäre allerdings nur mit einer weitgehend normorientierten und institutionenblinden Auffassung von sozialer Standardisierung verträglich, denn lebenslaufbezogene Normen sind zweifellos in den vergangenen Jahrzehnten aufgeweicht worden, institutionelle Regelungen dagegen wesentlich weniger.

Damit liegen drei sich gegenseitig ausschließende Thesen über denselben Gegenstand vor; eine für die Forschung besonders anregende Situation, die nach empirischer Klärung ruft. Diese Klärung wird im vorliegenden Beitrag präsentiert, und zwar am konkreten Beispiel der Schweiz. Die resultierenden, quantitativ erarbeiteten Befunde mit einigen ihrer Implikationen liefern den Rahmen, in dem anschließend das Vaterwerden in soziologischer Sicht dargestellt wird, unterstützt durch qualitative Illustrationen.³ Schließlich wird der institutionelle Kontext einbezogen und das Fallbeispiel Schweiz im internationalen Vergleich diskutiert.

Vater werden: Erweiterung und Traditionalisierung des Rollenprofils

Die Thematisierung des Vaterwerdens als Übergang im Lebenslauf verweist auf eine Reihe von Merkmalen und Fragestellungen, bei denen man ordnungshalber strukturelle und kulturelle Aspekte unterscheiden kann.

Auf der *kulturellen* Seite stellt sich die Frage nach der normativen Regelung dieses Übergangs: Wie obligatorisch ist er (soll, muss oder darf man(n) Vater werden)? Wie ist sein Timing geregelt (von wann bis wann im Lebenslauf; vor oder erst nach der Heirat)? Wie soll die biografisch neue Rolle als Vater ins Bündel der bereits vorhandenen

³ Die letzteren entstammen der quantitativ und qualitativ geführten Panelstudie »Devenir parents« in der französischsprachigen Schweiz, die werdende Eltern während der Schwangerschaft, nach der Geburt und ein Jahr später befragt hat (Le Goff et al. 2009; Rekrutierungsperiode Ende 2005 bis Mitte 2007).

Rollen eingegliedert werden (z.B. als im Konfliktfall prioritäre oder eher nachgeordnete Aufgabe)? Wie soll sie sich zur Komplementärrolle der Mutter verhalten (wie akzeptabel ist es, alleinerziehender Vater zu sein, bzw. umgekehrt, wie obligatorisch ist es, Kinder in einem – heterosexuellen? – Paar aufzuziehen; muss dieses verheiratet sein; wie sollen die verschiedenen Bestandteile der Familienarbeit auf die Partner und allfällige Drittpersonen aufgeteilt werden; wie stark soll sich der Vater familial engagieren)?

Alle diese Fragen und andere mehr kennen normative Regelungen, die keine historischen Konstanten, sondern seit einigen Jahrzehnten in die Diskussion und darüber hinaus auch faktisch in Bewegung gekommen sind. Die westlichen Gesellschaften sind gegenüber unkonventionellen Elternfiguren (Einelternfamilien, Patchworkfamilien) oder unkonventionellen Übergängen toleranter geworden (das Hochzeitsfoto, auf dem der Bräutigam den »dicken Bauch« seiner Braut küsst). Zudem haben sie die Geschlechtergleichheit zu einer Ikone politischer Korrektheit gemacht, die höchstens noch von hartgesottenen Konservativen infrage gestellt wird; wie weit sie allerdings im Familienalltag praktiziert wird, ist eine andere Sache, die wir wieder aufgreifen werden.

Betrachtet man denselben Übergang von seiner *strukturellen* Seite, d.h. unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Einbettung der Vater werdenden Person, so stellt er sich zunächst als Rollenerweiterung⁴ dar. Neben die – im »Normalfall« – bereits besetzten Rollen (etwa: Mitglied der eigenen Verwandtschaft, Berufstätigkeit, Partner in einem – meist heterosexuellen – Paar, verheiratet oder nicht, Teilnahme an weiteren sozialen Feldern) tritt neu die Rolle als Vater mit ihren diversen Aspekten, Anforderungen und Problemen, auch mit ihren Auswirkungen auf andere Rollen – besonders auf die Partner-

⁴ Wir verwenden hier den Rollenbegriff als Kurzformel und beziehen uns nicht auf eine spezifische Rollentheorie, sonst müssten wir systematischer die faktische Teilnahme einer Person an sozialen Feldern abhandeln; etwa nach den drei Aspekten Partizipation an der Binnenkultur des Feldes, Position in der Struktur des Feldes, Rollenerwartungen, die an diese Position gebunden sind und zu denen die Person sich irgendwie verhalten muss. Dies alles auszuführen, würde jedoch zu weit über die Zielsetzung dieses Beitrags hinausgehen.

und die Berufsrolle. Das persönliche Rollenprofil erweitert sich also um ein nicht gerade leichtgewichtiges Element, das grundsätzlich mit den anderen, bereits vorhandenen Rollen um dieselben endlichen personalen und sozialen Ressourcen konkurriert: Energie, Zeit, Arbeitskraft, Aspirationen, finanzielle Mittel, informelle und allenfalls auch formelle Formen der gewährten oder erhaltenen Unterstützung. Damit müssen auch Lösungen für die veränderte Zuteilung dieser Ressourcen auf die einzelnen Rollenbereiche gefunden werden, was sich je nach deren Umfang als problematischer oder unproblematischer darstellt.

Die bisher gewählten Formulierungen scheinen gleichermaßen für werdende Väter und werdende Mütter zu gelten, denn formal handelt es sich für beide um einen mit dem Elternwerden verknüpften Rollenzuwachs. Inhaltlich und positional ist dieser jedoch in den meisten Fällen ungleich. Aufgrund bisheriger Forschung wurde hierzu die Hypothese des *geschlechtsspezifischen Masterstatus* (Krüger/Levy 2000) formuliert. Sie postuliert, dass das gegenwärtige Geschlechterregime – jedenfalls eines Großteils der europäischen Gesellschaften – gegenüber der Situation in der Mitte des 20. Jahrhunderts wohl weniger rigide geworden ist, seine Geschlechtstypisierung aber nicht verloren hat. Es ist insofern flexibler geworden, als die traditionelle Segregation männlicher und weiblicher Tätigkeitsbereiche (»sie« im privaten Familienraum, »er« im öffentlichen außerfamilialen Raum) durch eine geschlechtsspezifische Priorisierung ersetzt worden ist. Das meint der Begriff Masterstatus.⁵ Eine Rolle im Teilnahmeprofil einer Person ist dominant, andere Rollen werden nur in dem Maße ausgefüllt bzw. die ihnen entsprechenden Aktivitäten nur in dem Maße entwickelt, wie es die Erfüllung der dominanten Rolle zulässt. Die Geschlechtsspezifität besteht darin, dass der weibliche Masterstatus die Familienarbeit⁶ auf Kosten an-

⁵ Dieser Begriff wird, vor allem in seiner englischen Version (master status), in recht unterschiedlicher Weise verwendet, worauf hier nicht eingegangen werden muss (vgl. dazu Levy 2007a, Fußnote 14, S. 148).

⁶ Als Familienarbeit werden hier jene Tätigkeiten bezeichnet, die den drei traditionellen Rollen Mutter/Vater, Partnerin/Partner und Hausfrau/Hausmann entsprechen-

derer Rollen der Frau hoch gewichtet, der männliche die Erwerbstätigkeit. Konkret und im Lebensablauf situiert folgt daraus die Hypothese, dass in dem Moment, in dem der Aufwand für Familienarbeit markant ansteigt, also bei der Geburt des ersten Kindes und damit beim Übergang zur Elternschaft, die Mutter gewordene Frau prioritär ihre Familienrolle(n) bedient, der Vater gewordene Mann dagegen seine Erwerbsrolle. Das Ausmaß dieser Verschiebung ist variabel und abhängig von Zusatzfaktoren, zu denen kulturelle, normative Orientierungen gehören können, aber noch stärker die Verfügbarkeit verschiedener Ressourcen.⁷ Es ist deshalb zu erwarten, dass die Paarorganisation im Übergang zur Elternschaft eine – ressourcen- und normenabhängig unterschiedlich weit gehende – *Retraditionalisierung* erfährt; d.h. auch bei Paaren, die vor der Elternschaft einigermaßen egalitär organisiert waren, hält nachher die klassische geschlechtsspezifische Rollenverteilung Einzug.⁸

Im Folgenden wird am Fallbeispiel Schweiz zusammenfassend dargestellt, inwiefern die tatsächlichen Lebensverläufe von Frauen und Männern, die in Paaren zusammenleben, diese Retraditionalisierung widerspiegeln. Dies wird auch Anlass zu zusätzlichen theoretischen Überlegungen bieten.

Vom Paar zur Familie: Verlaufstypen

chen, also jene Tätigkeiten, die zur (Re-)Produktion des Familienlebens notwendig sind, und nicht nur Hausarbeit.

⁷ Empirisch entsprechen diese beiden Arten von Faktoren – Normen und Ressourcen – eher komplementären als konkurrierenden Modellen, denn normative Präferenzen von Müttern erklären deutlicher als Ressourcenfaktoren die subjektive Bewertung ihrer Situation, während umgekehrt ihr faktisches Arbeitsmarktverhalten in dieser Situation besser von Ressourcenfaktoren als von Präferenzen erklärt wird (Ernst Stähli et al. 2009).

⁸ Der Traditionalisierungseffekt des Übergangs zur Elternschaft ist in der Forschungsliteratur gut bekannt, vgl. etwa Reichle 1996, Reichle/Werneck 1999, Fthenakis et al. 2002 und Grunow et al. 2007. Wir ziehen den Begriff Retraditionalisierung vor, weil es sich in vielen Paaren um ein »Zurückgehen« von einer relativ gleichheitlichen Paarorganisation zu einer stärker traditionellen Familienorganisation handelt.

Zur Überprüfung der Retraditionalisierungshypothese ist es nötig herauszufinden, inwiefern individuelle Lebensverläufe klar identifizierbaren Mustern oder Verlaufstypen entsprechen, zumindest in Bezug auf die Erwerbsrate (also das Ausmaß der Erwerbstätigkeit), im Prinzip auch hinsichtlich der Aufteilung der Familienarbeit.⁹ Diese Überprüfung erfordert Längsschnittdaten und deren Auswertung mittels einer Methode, die den Vergleich von Verläufen erlaubt und damit auch die Lokalisierung interessierender Übergänge im gesamten Verlauf berücksichtigt. Anders als die Event-History-Analyse, die spezifische Übergänge fokussiert, wann immer sie auftreten, erlaubt dies die Optimal-Matching-Analyse, gekoppelt mit einer darauf folgenden Clusteranalyse.¹⁰ Dieses Analysedispositiv wurde für die Schweiz zuerst auf einen reduzierten Datensatz aus einer landesweiten Paarstudie angewendet (Widmer et al. 2003; 677 Frauen und 670 Männer) und später anhand der umfassenderen Daten des Schweizerischen Haushaltspanels¹¹ bestätigt (Levy et al. 2006).

Unsere hier vorgestellte Analyse beruht auf der dritten Welle (2002) dieses Panels, die ein retrospektives Modul enthielt, das von 4.217 Haushalten mit 8.913 Mitgliedern beantwortet wurde. Für die Analyse ist ein hinreichend langer Rückblick nötig, weshalb wir uns auf Erwachsene von mindestens 30 Jahren beschränken, ohne Rücksicht auf Zivilstand und Haushaltsform. Aufgrund dieses Kriteri-

⁹ Wir schließen hier die Familienarbeit nicht ausdrücklich mit ein, sie korreliert aber deutlich negativ mit der Erwerbsrate und muss in diesem Sinne mitgedacht werden. Im Übergang zur Elternschaft wird die Aufgabenverteilung deutlich geschlechtsspezifischer, und zwar unabhängig von den diesbezüglichen Absichten, wie sie während der Schwangerschaft geäußert werden (Le Goff et al. 2009).

¹⁰ Optimal Matching stammt aus der Genforschung, wird in den Sozialwissenschaften (noch) nicht häufig verwendet und wäre deshalb erklärungsbedürftig. Hier ist aber nicht der Raum für eine genauere Darstellung. Wir müssen die Leser/-innen deshalb etwa auf Erzberger/Prein 1997, Aisenbrey 2000 und Abbott/Tsay 2000 verweisen. Die Clusteranalyse wird, wie weitgehend üblich, nach dem Ward-Algorithmus durchgeführt.

¹¹ <http://www.swisspanel.ch/index.php?lang=de> (Stand: 10.11.2011).

ums stehen die Daten von 1935 Frauen und 1696 Männern zur Verfügung.¹²

Aus Platzgründen soll hier nicht nur auf technische Erklärungen verzichtet werden (diese finden sich in den in der Fußnote zitierten Publikationen), sondern auch auf ausführliche Interpretationen, da es vor allem um die empirischen Befunde geht, wie sie anschaulich in den Abbildungen 1 bis 6 dargestellt sind.¹³ Die Robustheit der Resultate zeigt sich darin, dass beide Stichproben – eine Ehepaar- und eine allgemeine Bevölkerungsstichprobe, deren Befragungen vier Jahre auseinander liegen – dieselben Ergebnisse hervorbringen (wenn auch mit anderen Frequenzen).

Die Analyse ergibt, dass es in der Schweiz *einen dominierenden Standardverlauf für Männer* gibt, der sich durch eine klare Vorherrschaft der *Vollzeiterwerbsarbeit* vom Verlassen der Erstausbildung bis zur Pensionierung auszeichnet (Abb. 1) und dem rund drei Viertel (72 %) der männlichen Verläufe entsprechen. Die übrigen 28 % der Verläufe sind sehr unterschiedlich. Gemeinsam ist ihnen am ehesten die Seltenheit von Vollzeitberufstätigkeit; sie fügen sich aber im Übrigen zu keinem klaren Ablaufmodell zusammen, weshalb wir sie *»erratische Verläufe«* nennen (Abb. 2).

#Hier Grafiken Levy 1 und 2 einfügen#

Abbildung 1: Verlauf »Vollzeiterwerb« Männer (72 %, n = 1219)

Abbildung 2: »Erratische Verläufe« Männer (28 %, n = 477)

Bei den *Frauen* sind dagegen *vier unterschiedliche, aber jeweils klar typisierte Verlaufsmodelle* identifizierbar. Das *Vollzeiterwerbsmodell*, dem

¹² Der nicht unerhebliche N-Unterschied resultiert aus der leichteren Erreichbarkeit der Frauen für die Interviews.

¹³ Es handelt sich um Histogramme, die für jedes Altersjahr die Verteilung der unterschiedenen biografischen »Zustände« zeigen, und zwar für jene Untergruppe, die dem entsprechenden Verlaufstyp (Cluster) angehört. Die Grafiken stellen also die gefundenen Verlaufstypen synthetisch dar. Dem Stichprobendesign des Hausaltspanels entsprechend sinkt mit zunehmendem Alter die Zahl der Antwortenden, weshalb die Verläufe nur bis zum 64. Altersjahr abgebildet werden; nachher sinkt die Fallzahl unter 20.

ein Drittel der weiblichen Verläufe folgt (34%, Abb. 3), gleicht dem Standardmodell der Männer, enthält aber im Unterschied dazu in geringem Ausmaß kurze Perioden mit Teilzeitarbeit oder ohne Erwerbstätigkeit. Das *Teilzeiterwerbsmodell* (Abb. 4) vereinigt jenes Viertel der weiblichen Verläufe (23%), bei dem nach einer relativ kurzen Vollzeitenerwerbstätigkeit auf Teilzeit reduziert und diese bis zur Pensionierung beibehalten wird. Der Verlaufstyp »*Familienfrau*« (Abb. 5) entspricht dem traditionellen Modell mit definitivem Rückzug aus der Berufswelt nach einer eher kurzen Periode des Vollzeitenerwerbs. Er wird heute noch von etwas mehr als einem Zehntel der Frauen realisiert (13%). Das vierte Verlaufsmodell schließlich, das auf rund ein weiteres Drittel der weiblichen Verläufe zutrifft (30%), wird »*Wiedereinstieg*« genannt (Abb. 6): Nach einer ebenfalls eher kurzen Vollzeitenerwerbsphase wird die Erwerbstätigkeit mehrheitlich unterbrochen, jedoch später wieder aufgenommen, aber fast ausschließlich als Teilzeitarbeit.¹⁴

Abbildungen 3–6 ungefähr hier einfügen#

Abbildung 3: Verlauf »Vollzeiterwerb« Frauen (34 %, n = 662)

Abbildung 4: Verlauf »Teilzeiterwerb« Frauen (23 %, n = 445)

Abbildung 5: Verlauf »Familienfrau« (13 %, n = 245)

Abbildung 6: Verlauf »Wiedereinstieg« Frauen (30 %, n = 583)

Diversifizierte Retraditionalisierung

Man kann somit sagen, dass 66% der weiblichen Verläufe, anders als die Mehrheit der männlichen, stark durch die Anwesenheit von Kindern in der Familie geprägt sind, indem sie in unterschiedlichem Ausmaß und nach unterschiedlichen Mustern (Reduktion – Unter-

¹⁴ Bemerkenswerterweise gruppieren sich die weiblichen Verläufe so klar, dass sich bei der optimalen Clusterlösung im Unterschied zu den Männern keine Residualgruppe abzeichnet. Die gefundene Typologie bestätigt im Übrigen jene – weniger empirisch als beratungspraktisch gefundene –, die der Studie von Borowsky/Streckeisen (1989) zugrunde gelegt wurde.

brechung – definitive Aufgabe) eine Zurückstellung der Erwerbstätigkeit enthalten. Selbst beim weiblichen Vollzeiterwerbsmodell zeichnet sich – anders als bei seiner männlichen Entsprechung – eine solche Reaktion auf die Gegenwart kleiner Kinder ab, wenn auch viel marginaler als bei den anderen drei. Umgekehrt zeigt sich in 87% der weiblichen Verläufe eine insgesamt deutliche, wenn auch zwischen Verlaufstypen stark variierende »Anbindung« an die Erwerbswelt.¹⁵

Es ergibt sich somit ein Gesamtbefund, der keiner der drei anfangs genannten Thesen entspricht. Es gibt nicht ein einziges Verlaufsmodell (Kohli), sondern typisch weibliche und männliche, es gibt nicht zwei geschlechtszugeschriebene Verlaufsmodelle (Levy), sondern ein männliches und vier weibliche, und es gibt nicht beliebig viele Verläufe, in denen sich keine Standardisierung mehr abzeichnen würde (Beck), sondern vier deutlich identifizierbare Modelle (von denen eines mit leichten Abwandlungen bei Männern und Frauen vorkommt). Daneben gibt es eine nicht vernachlässigbare Minderheit männlicher Verläufe, die keinem klaren Modell zuzuordnen sind (und deren genauere Analyse noch zu leisten bleibt¹⁶). Deutlich, wenn auch nuanciert, bestätigen sich dabei aber die Masterstathypothese (Krüger/Levy) und ihre Zusatzthese, dass die geschlechtsspezifischen Masterstatus vor allem beim Übergang zur Elternschaft hervortreten.

An diesem Punkt stellen sich zwei weitergehende Fragen: die eine danach, wie Paare mit egalitären Überzeugungen mit dieser ihre Ideale verletzenden Praxis umgehen (darauf ist zurückzukommen); die andere nach den Hintergründen dieser Retraditionalisierung. Sie muss hier kürzer behandelt werden, als sie es verdient. Zu dieser Frage hat sich eine – teils wohl ideologisch motivierte – Debatte darüber entwickelt, ob die Retraditionalisierung, zumindest aufsei-

¹⁵ Damit wird besser verständlich, weshalb sich die Befunde der steigenden weiblichen Erwerbsquoten in globalen Statistiken und der Übernahme der Familienarbeit durch die Partnerinnen nicht widersprechen. Es handelt sich dabei – wie in vielen anderen Fällen – um Mittelwerte, die sehr unterschiedliche Situationen und Verläufe ausmitteln und insofern auch verdecken.

¹⁶ Einen ersten Schritt hiezu haben Giudici/Gauthier (2009) unternommen.

ten der Frauen, deren Präferenzen entspricht und insofern einer persönlichen Wahl entstammt (Hakim 2000) – was sie tendenziell der feministischen Kritik entziehen würde –, oder ob sie auf strukturelle Faktoren zurückzuführen ist, die vor allem im Lebensumfeld der Paare zu suchen sind (Crompton/Harris 1998). Wie u.a. Blossfeld/Drobnic (2001, auch Grunow et al. 2007) in einer sorgfältigen Literaturübersicht herausgearbeitet haben, greift das akteurzentrierte Modell der *rational choice* zu kurz (zu wenig kontextsensibel und zu kulturalistisch). Es muss um ressourcentheoretische, stärker strukturorientierte Aspekte ergänzt werden. Darauf weisen auch jene Befunde hin, nach denen nicht nur eine Mehrheit junger Paare Werte der Geschlechtergleichheit vertritt, sondern auch versucht, sie zu praktizieren, jedenfalls in der Vorkinderphase ihres Zusammenlebens (für Deutschland z.B. Born et al. 1996).

Verschiedene Analysen von Determinanten der eben vorgestellten Verlaufsmodele (Ernst Stähli et al. 2009; Levy et al. 2006; Widmer et al. 2003) weisen die Geburt der Kinder als wichtigsten Auslöser der Retraditionalisierung aus, gefolgt von ressourcentheoretisch relevanten Faktoren wie Einkommen und Bildung. Auch die Heirat spielt hier eine Rolle, denn ein Teil der Frauen reduziert oder beendet ihre Erwerbstätigkeit nicht erst bei der Geburt ihres ersten Kindes, sondern schon bei der Heirat; allerdings sind diese beiden Übergänge immer häufiger zeitlich eng benachbart.¹⁷ Dagegen scheint der Statusaspekt weniger wichtig zu sein, jedenfalls wenn er als Berufsstatus des Vaters erfasst wird. Immerhin: Das traditionelle Rückzugsmodell (»Familienfrau«) ist in den unteren sozialen Schichten besonders verbreitet, außer bei Paaren, in denen der Partner besonders wenig verdient.

Diese Elemente legen nahe, von einem *Retraditionalisierungsdruck* auf werdende Familien zu sprechen, dem sich diese nur in dem Maße widersetzen können, wie es die ihnen verfügbaren Ressourcen und Optionen erlauben – familienunterstützende Ausstattung des

¹⁷ Gegenwärtig beginnen in der Schweiz rund 80 % der Paare ihr Zusammenleben unverheiratet, aber nur 15 % der Geburten sind nicht ehelich. Die große Mehrheit der Paare heiratet, sobald ein Kind unterwegs ist oder spätestens in den ersten Monaten nach der Geburt.

Kontextes, vor allem mit erreichbaren und bezahlbaren familienergänzenden Kinderbetreuungsmöglichkeiten, aber auch mit Läden, Gesundheitszentren und anderen öffentlichen Diensten, wie sie auch unter dem Stichwort der »familienfreundlichen Zeitpolitik« diskutiert werden (vgl. Mückenberger 2006 sowie allgemeiner den Siebten Familienbericht der deutschen Bundesregierung und die dafür eingeholten Expertisen: Bertram et al. 2006a, 2006b).¹⁸ Die umfangreiche Literatur über Bedingungen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Mütter – zunehmend, aber noch selten werden auch Väter unter dieser Fragestellung behandelt – bezeugt die Wichtigkeit der Trias »Geld + Zeit + Infrastrukturen« mit großer Deutlichkeit.¹⁹

Gleichheitsansprüche – Ungleichheitspraxis: Geschlechteridentitäten als Übergangshilfen?

Ein Problem vieler junger Paare wurde bereits erwähnt: Nicht nur die allgemein akzeptierte *political correctness*, sondern auch ihre persönlichen Überzeugungen wollen Geschlechtergleichheit²⁰ – doch die faktischen Verhältnisse erlauben sie nicht ohne Weiteres. Wie

¹⁸ Zur Illustration ein Beispiel des – hier noch intendierten – »Bastelns« mit Zeitproblemen aus einem qualitativen Interview: »[I]ch möchte ein wenig mehr aufhören ... mit den Überstunden ... und ich habe noch Ferien zugut ..., und all das am Ende des Jahres, also dann könnte ich etwas früher mit Arbeiten aufhören, das sollte ungefähr, ja, so drei Monate ergeben, denke ich« (V1H058). Ähnlich V1H012: »[V]on meinen vier Ferienwochen ... nehme ich dann schon zwei auf die Geburt, um ..., ehm, meine Lebensgefährtin zu unterstützen.«

¹⁹ Für die Schweiz vgl. Stadelmann-Steffen 2007; über die Vereinbarkeitsproblematik für Väter Werneck et al. 2006.

²⁰ Dies zeigen etwa mehrere diesbezügliche Items im European Social Survey 2004, deren Antwortverteilungen nur unwesentlich mit dem Geschlecht korrelieren (z.B. »Women should be prepared to cut down on paid work for sake of family«, »Men should take as much responsibility as women for home and children«, »Men should have more right to job than women when jobs are scarce«, »Children in home, parents should stay together even if don't get along«).

gehen die jungen Paare mit dieser Inkohärenz zwischen Idealen und praktischem Verhalten um?

Wir begnügen uns hier mit einer theoretischen Hypothese,²¹ ausgehend von der These der zwei besonders wichtigen Sozialisationsphasen im Verlauf des Aufwachsens in Gegenwartsgesellschaften (Cunningham 2001; Erdheim 1982). Die erste Phase (frühkindliche Sozialisierung) ist aus mehreren Gründen für die Identitätsbildung besonders bestimmend. Erstens handelt es sich um die Erstsozialisierung, der keine andere vorangegangen ist, die mit ihr in Konflikt treten könnte. Ein zweiter Grund für ihre besondere Wirksamkeit liegt darin, dass sie weitgehend informell, im Rahmen direkter Interaktionen zwischen (kleinen) Kindern und Eltern sowie anderen Bezugspersonen erfolgt und damit einen besonders starken emotionalen Stellenwert hat. Drittens spielt das Lernen anhand der Vorbildwirkung der Eltern eine wichtige Rolle, deren praktisches Alltagsverhalten die Kinder beobachten und das im allgemeinen stärker im Sinne traditioneller Vorstellungen geschlechtstypisiert ist, als es den persönlichen verbalisierbaren Überzeugungen der Eltern entsprechen würde (vgl. Dafflon Novelle 2006). Die Forschungsliteratur, vor allem im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung, zeigt seit Langem, wie kohärent, wenn auch unterschiedlich stereotyp die Geschlechteridentität entlang den traditionellen Mustern von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Familiensozialisierung (und darüber hinaus) in jeder Generation neu konstruiert wird (vgl. die periodischen Literaturübersichten, die wohl neueres und zusätzliches Material beibringen, aber kaum grundsätzlichen Wandel dokumentieren: Dafflon Novelle 2006; Leaper et al. 1998; Lytton/Romney 1991; Maccoby/Jacklin 1974).

²¹ Vgl. dazu aber auch die empirischen Befunde von Bühlmann et al. (2010), die zeigen, dass sich die »value-practice configurations« im Verlauf des Familienzyklus in typischer Weise verändern: Die Konfiguration »egalitäre Werte und Praxis« ist in der Vorkinderphase sehr verbreitet und nimmt anschließend stark ab, vor allem bei der Geburt des ersten Kindes, während die Konfigurationen »traditionelle Werte und Praxis« sowie »egalitäre Werte, aber traditionelle Praxis« ungefähr im gleichen Rhythmus zunehmen.

In der zweiten wichtigen Sozialisierungsphase (Adoleszenz) ist im Gegensatz zur ersten der Anteil der Selbstsozialisierung groß: Jugendliche sind aktiv in ihrer Identitätssuche engagiert, und moralische Beweggründe und Werte (Gleichheit, Gerechtigkeit) spielen für sie eine besonders wichtige Rolle. Auch in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse eignen sie sich in dieser Phase oft Gleichheitsideale an, die ihre ersten Partnerschaften beeinflussen.²² Oft überlagert die in dieser Phase erworbene Identität mit den zugehörigen Überzeugungen die frühkindliche, falls die beiden nicht kongruent sind, was allerdings nicht heißt, dass dabei die vorher erworbenen Identitätselemente völlig verschwinden.

Dieses Zwei-Ebenen-Modell der Geschlechteridentität ist unseres Wissens bisher nicht empirisch überprüft worden. Es könnte erklären, weshalb der Übergang zu traditionelleren geschlechtsspezifischen Aktivitätsprofilen im Moment des Elternwerdens in vielen Partnerschaften relativ reibungslos vonstattenzugehen scheint, d.h. ohne weitreichende kognitive Dissonanzen und Spannungen: die retraditionalisierte Situation widerspricht zwar den persönlichen Wertüberzeugungen, stimmt aber mit den biografisch älteren Geschlechtsidentitäten überein. Dies bedeutet allerdings nicht, dass auf die Gleichheitsideale dauerhaft und schmerzlos verzichtet würde. Ihre Hintanstellung dürfte – vor allem für Frauen, aber zum Teil wohl auch für Männer – auf Dauer zu einer schwer tolerierbaren Spannungs- und Konfliktquelle werden, die ihre Partnerschaft in späteren Phasen infrage stellen kann.

Gesellschaftliches Geschlechterregime und individuelle Handlungsspielräume

²² Diese Aussage darf nicht dahin gehend missverstanden werden, dass alle Jugendlichen geschlechtsegalitär eingestellt wären. Andersgerichtete, meist traditionellere Ideale kommen ebenfalls vor, insbesondere, wenn sie von starken Subkulturen getragen werden, wie es etwa bei gewissen Immigrantengruppen der Fall sein kann.

Zurückkommend auf den Einfluss der Kontextausstattung ist ein vergleichender Blick auf die europäischen Geschlechter- und Sozialstaatsregime²³ angezeigt; er muss allerdings auf knappe Andeutungen beschränkt bleiben. Den internationalen Vergleich sozialpolitischer Regime hat Esping-Andersen (1990, 1999) mit seinen Arbeiten entscheidend angestoßen, welche zu seiner bekannten Dreiertypologie geführt haben: im europäischen Norden (die skandinavischen Länder Schweden, Norwegen, Finnland, Dänemark) der *sozialdemokratische Sozialstaat-Typ mit starker Gleichstellungsorientierung*, im angelsächsischen Bereich (Großbritannien, USA, Neuseeland, Kanada, Australien, aber auch Japan) der *liberale Typ mit besonders geringer Staatsintervention* und im oft katholischen Zentrum (Frankreich, Belgien, Deutschland, Österreich, Irland) der *konservative Typ mit starker Betonung von Familie und Fruchtbarkeit*. In Bezug auf eine ganze Reihe von Parametern des sozialen Lebens (etwa Bildungsverteilung, Familienorganisation, Arbeitsbedingungen) bestehen deutliche Unterschiede zwischen diesen Typen.²⁴ Statistiken über die Altersabhängigkeit der Erwerbsbeteiligung zeigen denn auch einen tendenziellen Zusammenhang in dem Sinne, dass sich in sozialdemokratischen

²³ Der Begriff »Regime« wird hier für die konkrete Konfiguration – sei es der Geschlechterordnung, sei es der gesamten sozialstaatlichen Ordnung in einem Land – verwendet.

²⁴ Die Arbeiten von Esping-Andersen und seine – ursprünglich stark auf Westeuropa bezogene – Dreiertypologie von Sozialpolitiken haben eine breit angelegte Debatte und Kritiken sowie viele zusätzliche Studien stimuliert. Bemerkenswert ist, dass die meisten empirisch fundierten Änderungsvorschläge diese Basistypologie nicht infrage stellen, sondern sie eher durch zusätzliche Typen ergänzen, um weiteren Ländern mit ihren spezifischen Profilen Rechnung zu tragen (etwa postkommunistische Transitionsländer wie Ungarn, Polen, Tschechien oder südeuropäisch-familialistische Länder wie Spanien, Portugal, Griechenland), in selteneren Fällen auch feinere Aufspaltungen des einen oder anderen Typs vorschlagen (dieselbe Bilanz ziehen Blossfeld et al. 2007). Auch die Zuordnung der Länder zu den Typen ist weniger kontrovers als man erwarten könnte. Für eine synoptische Darstellung von neun Typologisierungsvorschlägen vgl. Levy 2007b. Die Schweiz ordnen gewisse Analytiker in allgemein sozialpolitischer Hinsicht eher dem konservativen Typ zu (Merrien/Bonoli 2000); was aber spezifisch die familien- und genderrelevanten Aspekte betrifft, gehört sie bisher recht klar dem nichtinterventionistischen liberalen Typ an.

Sozialstaatsregimes die männlichen und weiblichen Kurven kaum unterscheiden (geschlechtsunabhängige Vereinbarkeit von Familie und Beruf) und in liberalen das weibliche »Doppelbuckelmodell« typisch ist, wie es auch in der Schweiz existiert (vorübergehende Reduktion der weiblichen Erwerbsbeteiligung in der Mutterschaftsphase wegen tendenzieller Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit), während in den konservativen und noch deutlicher in den familialistischen Regimes Südeuropas Frauen die Unvereinbarkeit zwischen Ehe und Berufstätigkeit liegt (Anxo et al. 2007; Maruani 1993, 2003).

Analysiert man die Schweiz anhand der Parameter, welche die Typologie definieren (Bühlmann et al. 2010; Levy 2007), so zeigt sich, dass sie gerade hinsichtlich ihrer Familien- und Geschlechterpolitik recht klar zum liberalen Typ gehört, also zu jenen Ländern, welche die Gleichstellung der Geschlechter nur zögerlich von Staats wegen fördern und bei familienunterstützenden Maßnahmen besonders zurückhaltend sind. Auch sonst stellt man fest, dass dort, wo Schweizer Politiken (ob in der Sozialpolitik oder in anderen Politikbereichen wie etwa Arbeit) von impliziten Vorstellungen über die Familienorganisation ausgehen, der Bezugspunkt der eines traditionellen geschlechtsungleichen Familienmodells ist.²⁵

Der Zusammenhang zwischen sozialpolitischen Regimetypen und Aspekten der konkreten Lebensbedingungen, gerade auch im Bereich der Familienorganisation, bestärkt zusätzlich den Befund der hohen Bedeutung der Kontextausstattung. In dieser Hinsicht zeigt sich, dass sich unser Fallbeispiel Schweiz im internationalen Vergleich durch besonders wenig familien- und gleichheitsfreundliche Politiken auszeichnet, sodass hier der Retraditionalisierungsdruck auf Paare, die Kinder bekommen, auch besonders stark ist.

²⁵ Präzisierend ist anzufügen, dass die institutionellen Funktionsweisen oft nicht eine spezifische Geschlechtszuteilung der Familienarbeit voraussetzen, sondern lediglich, dass nicht beide Eltern vollzeitbeschäftigt sind. Neben den auf ihrer Geschlechtsidentität beruhenden unterschiedlichen Neigungen der Partner zur Übernahme dieser Aufgaben ist – angesichts der weiter bestehenden Diskriminationsformen in der Berufswelt – die rein rationale Rechnung im allgemein schnell gemacht, wessen Lohnausfall die Familiengemeinschaft weniger kostet.

Zurück zum Vaterwerden

Wenn wir uns vor dem dargestellten Hintergrund spezifischer für die Vater werdenden Männer interessieren, konzentrieren wir uns einfachheitshalber auf das männliche Standardverlaufsmodell, wohl wissend, dass wir damit das gute Viertel der Männer mit erratischen Verläufen ausschließen, zu denen wohl auch die sehr kleine Minderheit alleinerziehender Väter gehört sowie jene – ebenfalls kleine – Minderheit, die zugunsten der Gleichheit mit ihrer Partnerin ihre Erwerbstätigkeit reduzieren.²⁶

Was bedeutet die Retraditionalisierung der Paarstruktur für den männlichen Partner? Was seine Stellung im Feld »Familie« anbelangt, kann man aufgrund von sehr beständigen Befunden der Familiensoziologie in der Tendenz von einem innerfamilialen Statusgewinn bei analogem Statusverlust für seine Partnerin sprechen: Sein Beitrag zur Deckung der Lebenskosten des Haushalts nimmt zu; er wird stärker oder sogar ausschließlich dafür verantwortlich, zumindest finanziell, und vergrößert hierfür, falls er nicht schon Vollzeit arbeitet, sein Erwerbsengagement (ganz im Widerspruch zum Grundgedanken des Vaterschaftsurlaubs).

»Dafür« wird er größtenteils von der Familienarbeit entlastet, möglicherweise auch gegen seine eigenen Präferenzen, und zugleich wächst sein Machtpotenzial im Paar – ob er das will oder nicht. Damit sind Veränderung der Familienstruktur angesprochen. Wie weit dann der brotverdienende Vater und Mann sein Machtpotenzial tatsächlich ausspielt, dürfte auch von seiner Persönlichkeit abhängen, und zwar stärker von der seinen als von der seiner Partnerin. Die u.a. von Fthenakis et al. (2002; vgl. auch Modak/Palazzo 2002) festgestellte Erweiterung des subjektiven Vaterschaftskonzepts (Erzieher mit voller Beziehung zum Kind, nicht nur Brotverdiener für

²⁶ Nach den neuesten verfügbaren Erhebungen (2008) sind in der Schweiz 16% der Haushalte mit Kindern Einelternerhaushalte (inkl. Haushalte nach einer Scheidung), deren Haushaltsvorstand zu annähernd 90% die Mutter ist; Väter als Alleinerzieher stehen weniger als 2% der Privathaushalte mit Kindern vor.

die Familie) widerspricht dem nicht, ist allerdings nur selten voll realisierbar.²⁷ Genauso selten wie die Mütter schaffen es die Väter unter heutigen Umständen, ein volles Elternschaftspensum mit einem vollen Erwerbsarbeitspensum zu kombinieren.²⁸

Mit der letzten Bemerkung ist das grundsätzliche Problem »Strukturzwänge vs. Handlungsautonomie innovativer Eltern« angesprochen. Es stellt sich grundsätzlich in jeder sozialen Situation. Einerseits erbringt die Forschung regelmäßig Belege für die strukturelle Bedingtheit individueller Verhaltensweisen, jedenfalls in der statistischen Tendenz, weil sich die Menschen im Allgemeinen an die Zwänge, Pressionen und auch Anreize anpassen, die sie in ihrer Situation vorfinden. Andererseits sind die empirisch gefundenen Zusammenhänge, selbst wenn ihre kausale Interpretation keine grundsätzlichen Probleme aufwirft (was aber zumindest bei nicht längsschnittorientierten Analysen regelmäßig der Fall ist), kaum je so eng, dass sie einem eigentlichen Determinismus entsprechen könnten. Es gibt also Raum für persönliche oder kollektive Variationen, die unter anderem aufgrund von Wertüberzeugungen gewählt werden können. Wir schließen deshalb mit einigen Überlegungen dazu, wie es sich in dieser Hinsicht mit dem Übergang zur Vaterschaft verhält.

²⁷ Ein werdender Vater drückte dies im qualitativen Interview so aus: »Was die Arbeit betrifft, hätte ich nur am Nachmittag frei, also zwei Nachmittage, und das heißt ... also die ganze Zeit vom Aufwachen des Kindes ... dem Übergang vom Pyjama zu einem anderen Kleid, vom ersten ..., vom ersten Schoppen, na ja, all diese ersten Dinge des Tages, das ist schließlich etwas, das ... von dem ich nichts merken würde« (V1H016).

²⁸ Vgl. zu den Widersprüchen in der Situation gegenwärtiger Väter z.B. Abel/Abel 2009. Mindestens drei Elemente gehören nach unseren eigenen Explorationen zum ganzen Widerspruchspaket: die Widerstände der Arbeitgeber gegen männliche Arbeitszeitreduktion und die dafür drohenden »Kosten« (etwa Verzicht auf Beförderung), die tendenzielle Rivalität mit der Mutter, die das familiale Feld stark besetzt, und die eigenen Vorstellungen vom »guten Vater«, die nicht ohne Weiteres zu einem abhängigen, aber in seinem Verhalten kaum kontrollierbaren Säugling (z.B. »unnötiges« Schreien, in der Nacht aufwachen u.ä.) passen. Viele werdende Väter stellen sich, bei Lichte betrachtet, ihr kommendes Kind so vor, also ob es schon ungefähr drei Jahre alt wäre.

Auf den ersten Blick könnte man vermuten, die Situation stelle sich für Männer nicht grundsätzlich anders dar als für Frauen, sodass auch auf sie die aus der Polemik um die erwähnte Präferenztheorie Hakims resultierenden Schlüsse (vereinfacht: Verhaltensrelevanz struktureller Aspekte, Bewertungsrelevanz kultureller Aspekte) anwendbar wären. Das würde bedeuten, dass auch bei Vätern das Verhalten eher auf strukturelle Bedingungen oder gar Zwänge zurückzuführen ist als auf Wertüberzeugungen.

Auf den zweiten Blick könnte man ihren Machtvorsprung gegenüber ihrer Partnerin mit einbeziehen, der – ob schon vorher vorhanden oder nicht – durch die Retraditionalisierung verstärkt wird, und daraus schließen, als weniger abhängiger Partner im Paar habe der Vater mehr Spielraum als die Mutter, um seine persönlichen Präferenzen einzubringen, allenfalls auch, um auf seine »männliche Dividende« (Connell 1987) aus Gleichheitsgründen zu verzichten, wenn Letztere ihm denn wichtig genug sind.

Auf den dritten Blick mag man an der Motivation der meisten Männer zweifeln, freiwillig auf Vorteile zu verzichten, die ihnen gewissermaßen als Situationsrente zufallen, ohne dass sie sich unbedingt aktiv darum bemühen mussten.

Wenn wir den vierten Blick auf die Erwerbssituation der meisten Väter richten, zeigt sich außerdem eine große Rigidität der Arbeitgeber hinsichtlich männlicher Reduktionswünsche in Bezug auf die Arbeitszeit,²⁹ sodass davon auszugehen ist, dass viele Väter de facto mit einem eher engen Verhaltensspielraum konfrontiert sind – der wiederum einerseits als echter Zwang zur Beibehaltung traditioneller Muster der Familienorganisation wirken, andererseits aber auch als günstige Ausrede dafür genutzt werden kann.

Väter, die ernsthaft die Geschlechtergleichheit in ihrem Familienleben realisieren möchten, brauchen dafür einerseits eine gleichgesinnte Partnerin und andererseits erleichternde Umstände, die sie

²⁹ Zur Illustration ein Zitat aus einem Interview mit einem werdenden Vater, der seine Arbeitszeit auf 80% reduziert hat: »[E]s brauchte eine Verhandlung mit dem Chef und so, ja, das hat ein wenig, in Bezug auf die Arbeit, auf die Möglichkeiten, die mir geboten werden, nachher, weil ... wenn man zu 80% arbeitet, kann man nicht mehr dasselbe machen« (V1H016).

sich in vielen Fällen nicht einfach aussuchen können, sodass auch sie häufig entgegen ihren Überzeugungen zu handeln gezwungen sind (Holter 2007). Auch auf der männlichen Seite kann die in der Frühsozialisierung erworbene Geschlechtsidentität dies zunächst erleichtern, und auch bei ihnen bleibt vorerst offen, wie sich auf Dauer der Verzicht auf personal konstruierte Ideale auf sie selbst und auf die Beziehung zu ihrer Partnerin (und möglicherweise auch auf die Vater-Kind-Beziehung) auswirkt.³⁰ Wir sehen: Auch Väter, jedenfalls wenn sie Geschlechtergleichheit in ihrer Familie realisieren wollen, haben ein Vereinbarkeitsproblem zwischen Beruf und Familie.

Wir wollen unsere Überlegungen an dieser Stelle abbrechen, weil wir über zu wenig empirisches Material für schlüssige Aussagen zu dieser komplexen Problematik verfügen. Wichtig an unseren Ausführungen scheint uns einerseits das genauere Ausleuchten des an sich bekannten Phänomens der Retraditionalisierung zu sein, bis hin zu den kognitiven und sozialen Strategien der Partner, sowie die Feststellung der großen Bedeutung familienunterstützender Einrichtungen, Zeitregelungen und wohlgezielter finanzieller Kompensationen zur Auflösung des institutionellen Konnexes, der den Retraditionalisierungsdruck bewirkt, welcher Müttern wie Vätern Funktionsweisen aufdrängt, die sie oft in Widersprüche zu ihren Wertvorstellungen bringen.

Literatur

Abel, F. & Abel, J. (2009): Zwischen neuem Vaterbild und Wirklichkeit. Die Ausgestaltung der Vaterschaft bei jungen Vätern, Ergebnisse einer qualitativen Studie. in: Jurczyk, K. & Lange, A. (Hg.): Vaterwerden und Vatersein

³⁰ Die Eltern-Kind-Beziehung wird in diesem Beitrag aus Raumgründen ausgeklammert. Wie wichtig der Einbezug des Vaters zum Verständnis der Situation der Kinder ist, dürfte kaum mehr strittig sein; vgl. dazu mehrere Beiträge in Walter (2002, 2008) sowie für ein Plädoyer aus therapeutischer Sicht Barrows (2004).

- heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh (Bertelsmann-Stiftung), S. 231–249.
- Aisenbrey S. (2000): Optimal Matching Analyse. Anwendungen in den Sozialwissenschaften. Opladen (Leske+Budrich).
- Abbott, A. & Tsay, A. (2000): Sequence Analysis and Optimal Matching Methods in Sociology: Review and Prospects. *Sociological Methods & Research*, 29(1), 3–33.
- Anxo, D.; Fagan, C.; Cebrian, I. & Moreno, G. (2007): Patterns of Labour Market Integration in Europe – A Life-Course Perspective on Time Policies. *Socio-Economic Review* 5, 233–260.
- Baltes, P. B. (1997): On the Incomplete Architecture of Human Ontogeny: Selection, Optimization, and Compensation as Foundation of Developmental Theory. *American Psychologist* 52, 366–380.
- Barrows, P. (2004): Fathers and Families: Locating the Ghost in the Nursery. *Infant Mental Health Journal* 25(5), 408–423.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Bertram, H.; Krüger, H. & Spiess, C. K. (2006a): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebensaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Drucksache 16/1360).
- Bertram, H.; Krüger, H. & Spiess, C. K. (Hg.) (2006b): *Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung*. Opladen (Barbara Budrich).
- Blossfeld, H.-P.; Buchholz, S.; Hofäcker, D.; Hofmeister, H.; Kurz, K. & Mills, M. (2007): Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse des GLOBALIFE-Projektes. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59(4), 667–691.
- Blossfeld, H.-P. & Drobnic, S. (2001): Theoretical perspectives on couples' careers. In: Blossfeld, H.-P. & Drobnic, S. (Hg.): *Careers of Couples in Contemporary Society: From Male Breadwinner to Dual-Earner Families*. Oxford (Oxford University Press), S. 16–50.
- Borkowsky, A. & Streckeisen, U. (1989): *Arbeitsbiographien von Frauen. Eine soziologische Untersuchung objektiver und subjektiver Aspekte*, Grisch (Rüegger).
- Born, C.; Krüger, H. & Lorenz-Meyer, D. (1996): *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin (Sigma).
- Bühlmann, F.; Elcherroth, G. & Tettamanti, M. (2010): *The Division of Labour Among European Couples: The Effects of Life Course and Welfare Policy*

- on Value-Practice Configurations. *European Sociological Review* 26.
 URL:
<http://esr.oxfordjournals.org/cgi/content/full/jcp004v1?maxtoshow=&HITS=10&hits=10&RESULTFORMAT=&fulltext=tettamanti&searchid=1&FIRSTINDEX=0&resourcetype=HWCIT> (Stand: 24.01.2010).
- Connell, R. W. (1987): *Gender and Power: Society, the Person, and Sexual Politics*. Stanford (Stanford University Press).
- Crompton, R. & Harris, F. (1998): Explaining Women's Employment Patterns: »Orientations to Work« Revisited. *British Journal of Sociology* 49(1), 118–136.
- Cunningham, M. (2001): The Influence of Parental Attitudes and Behaviors on Children's Attitudes Toward Gender and Household Labor in Early Adulthood. *Journal of Marriage and the Family* 63(1), 111–122.
- Dafflon Novelle, A. (Hg.) (2006): *Filles – garçons. Socialisation différenciée?* Grenoble (Presses universitaires de Grenoble).
- Erdheim, M. (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess*. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Ernst Stähli, M.; Le Goff, J.-M.; Levy, R. & Widmer, E. (2009): Wishes or Constraints? Mothers' Labour Force Participation and its Motivation in Switzerland. *European Sociological Review* 25(3), 333–348.
- Erzberger, C. & Prein, G. (1997): Optimal-Matching-Technik: Ein Analyseverfahren zur Vergleichbarkeit und Ordnung individuell differenter Lebensverläufe. *ZUMA-Nachrichten* 21(40), 52–80.
- Esping-Andersen, G. (1990): *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge (Polity Press).
- Esping-Andersen, G. (1999): *Social Foundations of Postindustrial Economics*. New York (Oxford University Press).
- Fthenakis, W. E.; Kalicki, B. & Peitz, G. (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen (Leske+Budrich).
- Giudici, F. & Gauthier, J.-A. (2009): Différenciation des trajectoires professionnelles liée à la transition la parentalité en Suisse. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 35(2), 253–278.
- Grunow, D.; Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2007): Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: Soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie* 36(3), 162–181.
- Hakim, C. (2000): *Work-Lifestyle Choices in the 21st Century: Preference Theory*. New York (Oxford University Press).
- Havighurst, R. J. (1956): Research on the Developmental-Task Concept. *The School Review* 64, 215–223.
- Havighurst, R. J. (1948): *Developmental Tasks and Education*. Chicago (University of Chicago Press).
- Holter, Ø. G. (2007): Men's Work and Family Reconciliation in Europe. *Men and Masculinities* 9(4), 425–456.

- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1), 1–29.
- Kohli, M. (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. *Soziale Welt, Sonderheft 4 (Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren)*, 183–208.
- Kohli, M. (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: Ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, J. (Hg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der DGS. Opladen (Leske+Budrich)*, S. 525–545.
- Krüger, H. & Levy, R. (2000): Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs. *Berliner Journal für Soziologie* 10(3), 379–401.
- Leaper, C.; Anderson, K. J. & Sanders, P. (1998): Moderators of gender effects on parents' talk to their children: A meta-analysis. *Developmental Psychology* 34(1), 3–27.
- Le Goff, J.-M.; Levy, R.; Sapin, M. & Camenisch, M. (2009): Devenir parent, changer de vie. In: Oris, M.; Widmer, E.; de Ribaupierre, A.; Joye, D.; Spini, D.; Labouvie-Vief, G. & Falter, J.-M. (Hg.): *Transitions dans le parcours de vie et construction des inégalités. Lausanne (Presses polytechniques et universitaires romandes)*, S. 233–252.
- Le Goff J.-M. & Ryser V.-A. (2010): The meaning of marriage for men during their transition to parenthood: the Swiss context. *Marriage and Family Review*. 46(1), 107–125.
- Levy, R. (2007a): Von der Materialbasis zum angemessenen Konzept: Ein Weg mit Stolpersteinen. In: Arni, C.; Glauser, A.; Müller, C.; Rychner, M. & Schallberger, P. (Hg.): *Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit. Frankfurt am Main (Stroemfeld)*, S. 133–150.
- Levy, R. (2007b): Particulière, singulière ou ordinaire? La régulation suisse des parcours de vie sexués. In: Eberle T. & Imhof, K. (Hg.): *Sonderfall Schweiz. Zürich (Seismo)*, S. 226–247.
- Levy, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie: Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive. Stuttgart (Enke).
- Levy, R.; Gauthier, J.-A. & Widmer, E. (2006): Entre contraintes institutionnelle et domestique: les parcours de vie masculins et féminins en Suisse. *Cahiers canadiens de sociologie* 31(4), 461–489.
- Lytton, H. & Romney, D. M. (1991): Parents' differential socialization of boys and girls: A meta-analysis. *Psychological Bulletin* 109(2), 267–296.
- Maccoby, E. B. & Jacklin, C. N. (1974): *The Psychology of Sex Differences*. Stanford (Stanford University Press).
- Maruani, M. (1993): *L'Emploi dans l'Europe des Douze*. Bruxelles (Commission des Communautés Européennes).
- Maruani, M. (2003): *Travail et emploi des femmes*. Paris (La Découverte).

- Merrien, F.-X. & Bonoli, G. (2000): Implementing Major Reforms of the Welfare State: A Comparison of France and Switzerland – A New Institutional Approach. In: Kuhnle, S. (Hg.): *Survival of the European Welfare State*. London (Routledge), S. 128–145.
- Modak, M. & Palazzo, C. (2002): *Les pères se mettent en quatre! Responsabilités quotidiennes et modèles de paternité*. Lausanne (EESP).
- Mückenberger, U. (2006): Familie, Zeitpolitik und Stadtentwicklung – am Beispiel Bremen. Familiäre Integration in die Stadt der Zukunft. In: Bertram, H.; Krüger, H. & Spiess, C. K. (Hg.): *Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung*. Opladen (Barbara Budrich), S. 97–123.
- Reichle, B. (1996): Der Traditionalisierungseffekt beim Übergang zur Elternschaft. *Zeitschrift für Frauenforschung* 14, 70–89.
- Reichle, B. & Werneck, H. (Hg.) (1999): *Übergang zur Elternschaft: Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses*. Stuttgart (Enke).
- Ryser, V.-A. & Le Goff, J.-M. (2011): Le mariage en Suisse: contrainte institutionnelle ou choix de vie? In Gouazé S., Salles A. & Prat-Erkert C. (Hg.) : *Les enjeux démographiques en France et en Allemagne : réalités et conséquences*, Villeneuve d'Asq : Presses universitaires du Septentrion. S. 109–123.
- Stadelmann-Steffen, I. (2007): Der Einfluss der sozialpolitischen Kontexte auf die Frauenerwerbstätigkeit in der Schweiz. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 59(4), 589–614.
- Walter, H. (Hg.) (2002): *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Walter, H. (Hg.) (2008): *Vater wer bist Du? Auf der Suche nach dem »hinreichend guten« Vater*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Werneck, H.; Beham, M. & Palz, D. (Hg.) (2006): *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Widmer, E.; Levy, R.; Pollien, A., Hammer, R. & Gauthier, J.-A. (2003): Entre standardisation, individualisation et sexuation: une analyse des trajectoires personnelles en Suisse. *Revue suisse de sociologie* 29(1), 35–67.